



Es gibt einfach Geschichten, die erzählt werden müssen.

Text: Barbara Halter | Fotos: Barbara Halter, zVg

Wer in Mexiko Fragen stellt und recherchiert, lebt gefährlich. Für Medienschaffende ist es eines der tödlichsten Länder der Welt. Was bedeutet das für die Journalistinnen und Journalisten in Mexiko? Wie sieht ihr Alltag aus? Wie berichten sie? Und wie beurteilen sie die Lage in ihrem Land? Während einer Reise durch Mexiko habe ich mit drei Journalistinnen darüber gesprochen.

Bild: Im Unterschied zur entspannten Stimmung am Zeitungsstand im Stadtviertel La Condesa ist die Arbeit von Journalisten und Journalistinnen in Mexiko-Stadt brandgefährlich.

Chantal Flores lebt in Monterrey, der Hauptstadt von Nuevo León. Der Bundesstaat grenzt an Texas und ist keiner der Orte, die man als Touristin besucht. Unser Gespräch findet online statt. Flores hat in Kanada Englisch und Journalismus studiert und arbeitet als freie Journalistin. Sie hat sich intensiv mit den vielen Menschen beschäftigt – meist Jugendliche und Frauen –, die in den vergangenen Jahren in Mexiko vom organisierten Verbrechen zum Verschwinden gebracht worden sind. Flores hat mit unzähligen Familien gesprochen, die eine Tochter oder einen Sohn vermissen. Sie hat teils ganze Wochen mit ihnen verbracht. Nahm teil an ihrem Alltag und war dabei, wenn sie in den sogenannten «Clandestine Graves», den geheimen Gräbern, nach Überresten ihrer Angehörigen suchten.

Die Gefahr für sie als Journalistin bestehe vor allem während der Recherche, sagt sie. «Unsere Löhne sind schlecht und gerade als Freischaffende hat man sehr wenig Geld zur Verfügung. Als ich beispielsweise für ein Interview nach Tamaulipas musste, eine der gefährlichsten Gegenden von Mexiko, konnte ich weder einen eigenen Fahrer engagieren noch die Nacht in einem Hotel in Texas verbringen, auf der anderen Seite der Grenze. Beides Dinge, die man in der Regel aus Sicherheitsgründen macht. Ich nahm stattdessen den Bus und übernachtete bei der Mutter einer verschwundenen Person, über die ich berichtete.»

Ihre Geschichten erscheinen auf Englisch und in ausländischen Publikationen. Als sie 2014 mit 29 Jahren begonnen habe, über die verschwundenen Personen zu schreiben, seien keine mexikanischen Medien an ihren Geschichten interessiert gewesen. «Das hat mich anfangs frustriert, doch heute ist dies für mich auch eine Sicherheitsmassnahme.» Bis jetzt hat sie als Journalistin keine Drohungen erhalten. «Aber als Frau muss ich mir viele sexistische Kommentare anhören, etwa von Polizisten, aber auch von meinen Berufskollegen, was ich besonders enttäuschend finde.» In einigen Gegenden gebe es diesbezüglich zum Glück langsam einen Wandel. «Dadurch, dass das Thema Genderterror in Mexiko so schrecklich gross geworden ist, mussten sich viele Journalisten damit beschäftigen und wurden dabei gezwungen, auch ihre persönliche Einstellung gegenüber

Frauen zu ändern.»

Gewalt und Leid in den Geschichten setzen Chantal Flores starken Emotionen aus. Zu Beginn der Recherche war es vor allem Entsetzen. «Dass bei uns solche Verbrechen passieren, brach mir das Herz. Ich kann es nicht anders ausdrücken. Ich fragte mich



Chantal Flores ist freie Journalistin und beschäftigt sich mit gewaltsam verschwundenen Menschen in Mexiko und anderen Ländern, Genderterror, Menschenrechten und Migration. Ihre Geschichten erscheinen unter anderem in The Verge, Columbia Journalism Review, Al Jazeera oder Vice. Flores ist 38 Jahre alt und lebt in Monterrey im Bundesstaat Nuevo León.

ständig: Ist das Mexiko? Das Land der Tacos, des Tanzens und der wunderbaren Strände?» Während der letzten intensiven Jahre hätte sie keine Grenze mehr gezogen zwischen Arbeit und Privatleben. «Es war für mich unmöglich, eine Partnerschaft zu führen, selbst der Kontakt mit Freunden war schwierig. Sie leben in einer ganz anderen Welt als die Menschen, die ich als Journalistin treffe.» Zurzeit ist für Flores die Berichterstattung über die verschwundenen Menschen an einem toten Punkt angelangt. «Ich kann nicht wieder und wieder die gleiche Geschichte erzählen, bei der sich nur die Namen der



Vania Pigeonutt, 34, arbeitet seit über zwölf Jahren als Journalistin im Bundesstaat Guerrero. Ihr Fokus liegt auf organisierter Kriminalität, Menschenrechten, Migration und Femiziden. Sie ist zudem Mitbegründerin von «Matar a nadie», einem digitalen Memorial für verschwundene und ermordete Journalistinnen und Journalisten in Mexiko.

Opfer und ihrer Familie ändern. Um mit der Recherche weiterzukommen, brauchen wir endlich Fakten, Zahlen, Daten. Doch die Regierung lässt das nicht zu.»

Um mal eine leichtere Geschichte zu schreiben, fuhr sie kürzlich in ein Dorf, etwa eine Stunde von Monterrey entfernt: «Der Ort ist bekannt für sein Brot. Ich wusste, dass es in der Region Spannungen zwischen den Kartellen, dem Militär und der lokalen Politik gibt, und fuhr früh los, um abends vor Einbruch der Dunkelheit wieder daheim zu sein. Aber ich war entspannt – schliesslich wollte ich mit niemandem über verschwundene Men-

schen reden.» Auf dem Heimweg geriet sie auf der Autobahn mitten in eine Polizei-Operation mit Helikoptern und Militärkonvois. «Es war mir nichts passiert. Doch mir wurde sehr deutlich bewusst, welchem Risiko man in diesem Land ausgesetzt ist. Als Bürgerin – und als Journalistin, die einfach eine Geschichte über Brot machen will.»

«Von den Behörden hat niemand ein Interesse daran, das Verbrechen aufzudecken.»

Vania Pigeonutt, 34 Jahre alt, befindet sich während unseres Gesprächs in Berlin. Sie hat von «Reporter ohne Grenzen» ein Stipendium erhalten, das Medienschaffenden aus Ländern mit schwierigen Arbeitsbedingungen eine Auszeit ermöglicht. Unseren ersten Termin sagt Pigeonutt kurzfristig ab, sie ist gerade mitten in einem Text über zwei ermordete Journalisten. «Ein exemplarischer Fall», erklärt sie einen Tag später. «Wie meist nach einem Journalistenmord wurden keine Täter verurteilt. Von den lokalen Behörden hat niemand ein Interesse daran, das Verbrechen aufzudecken.»

Die beiden ermordeten Journalisten arbeiteten für das inzwischen geschlossene Nachrichtenportal Monitor Michoacán in Zitácuaro. Eine Stadt 155 Kilometer von Mexiko-Stadt entfernt. Einer der beiden Journalisten, Armando Linares, war Direktor und Mitbegründer des Portals und spezialisiert auf das Thema Korruption. Im Dezember vor der Tat hatte er bereits nach Personenschutz gefragt, vergeblich. Am 15. März 2022 wurde er mit acht Schüssen zu Hause ermordet.

Die meisten ihrer Geschichten recherchiert Vania Pigeonutt im Bundesstaat Guerrero, wo sie lebt. Wie alle drei Frauen in dieser Geschichte ist sie auch als sogenannte Fixerin tätig, unterstützt ausländische Medienschaffende bei ihren Reportagen in Mexiko.

Guerrero liegt an der Pazifikküste, einige der gewalttätigsten Gegenden Mexikos befinden sich hier, darunter die Stadt Acapulco. In Guerrero wurden 2014 auch die 43 Studenten des Lehrerseminars Ayotzinapa entführt und ermordet. Grosse Teile des Bundes-

staats sind ländlich geprägt und seine indigene Bevölkerung ist meist sehr arm. Im Hochland wird Schlafmohn für Opium angebaut. Pigeonutt hat sich während mehreren Jahren mit diesen Familien beschäftigt. Bewusst vermeidet sie in diesem Zusammenhang den Begriff Narcos. «In meinen Geschichten fokussiere ich mich auf die Menschen. Ich wollte die Bauern, die Mohn anbauen, nicht kriminalisieren, sondern erklären, wie unsere Behörden in das grosse Drogengeschäft involviert sind.»

Während ihren Recherchen fühlt sich Vania Pigeonutt meist sicher. «Ich habe in Guerrero mein Leben verbracht, die Menschen kennen mich und sorgen für meine Sicherheit.» Allerdings seien die Zustände fragil und könnten schnell kippen. Wie vor zwei Jahren, als sie in Acapulco über Erpressungen recherchierte: «Die Dynamik war plötzlich eine ganz andere. Es gab kriegsähnliche Situationen. Niemand vertraute mehr dem anderen. Ich konnte das Risiko nicht mehr abzuschätzen.» Das sei der Punkt gewesen, an dem sie sich für das Stipendium in Berlin beworben habe. Sie habe dringend Abstand und eine Pause gebraucht. «Es ist schwierig, täglich neue Nachrichten von Gewalttaten zu erfahren und darüber zu schreiben. Irgendwann nehmen Körper und Seele Schaden.»

Für ihre Eltern und Geschwister ist Vantias Beruf ebenfalls belastend. Nachrichten über verschwundene oder getötete Journalisten bestätigen immer wieder ihre Sorgen. «Meine Eltern hätten es lieber gesehen, wenn ich wie sie an einer Schule unterrichten würde, statt über das organisierte Verbrechen zu schreiben.»

«Viele Journalisten sind auch noch Taxifahrer.»

Bei Marta Durán De Huerta liegt der Fall gerade umgekehrt. Sie stammt aus einer Familie von Journalisten. Die Geschwister ihrer Mutter gründeten die Zeitung «Excélsior», ihre Eltern haben sich auf deren Redaktion kennengelernt. Ich besuche sie in ihrem Haus in Mexiko-Stadt, wo sie auch aufgewachsen ist. Es liegt etwas ausserhalb des Zentrums in einem ruhigen, mit vielen Bäumen bewachsenen Viertel. Zur Begrüssung gibt es erst eine Umarmung und danach Kaf-



Marta Durán De Huerta ist Soziologin, Dozentin und Journalistin und lebt in Mexiko-Stadt. Sie schreibt für die politische Zeitschrift «Proceso» und ist Korrespondentin für Radio France International. Auf Deutsch erschien von ihr das Buch Yo Marcos, mit Interviews, die sie 1994 mit dem Führer der Zapatisten, Subcomandante Marcos, geführt hat.

fee aus bunt gemusterten Keramiktassen. Marta Durán De Huerta ist Soziologin. Während sie studierte und doktorierte, schrieb sie daneben journalistische Texte und fand Arbeit als Dozentin für Journalismus an verschiedenen Universitäten. Nur vom Schreiben zu leben und eine Familie zu ernähren, wie das ihr Vater gemacht habe, sei heute in Mexiko fast unmöglich, erzählt sie. «Viele Journalisten sind auch noch Taxifahrer oder verkaufen Tacos.» Ein Umstand, der es der Regierung einfach machen würde, nach einem Mord eines Journalisten jeglichen Zusammenhang zu dessen Beruf zu verleugnen.

Durán De Huerta hat in den vergangenen dreissig Jahren über Femizide, Menschenrechtsverletzungen, Narcos, organisierte Kriminalität und die Zapatisten in Chiapas geschrieben – aber auch über Biologie oder Kunst. «Darüber bin ich froh, die leichteren Geschichten helfen einem zu atmen.» Die Atmosphäre als Journalistin in Mexiko beschreibt sie als hart, auch unter den Kollegen. «Viele Journalisten sind sehr machohaft, wenn man dazu noch mit Polizisten zu tun hat, wird es brutal, zum Beispiel bei Demonstrationen.»

Bei ihren Recherchen hält sie sich an strikte Sicherheitsprotokolle, wie sie verschiedene Organisationen empfehlen. «Du gehst nie allein an gefährliche Orte. Dein Chef, Freunde und Familie wissen genau, wo du hingehst – und wann du wieder zurückkommst. In super gefährlichen Gegenden wie Ayotzinapa verschicke ich alle halbe Stunde meinen Standort an eine Vertrauensperson. Dann hast du immer zwei Mobiltelefone dabei, falls eines kaputtgeht oder geklaut wird, und Akku sowie Bargeld.»

Am 13. Mai 2014, Marta Durán De Huerta nennt das Datum, ohne gross zu überlegen, bekommt sie eine Todesdrohung. «Ich werde dich töten», sagt eine Männerstimme, als sie abends zu Hause den Telefonbeantworter abhört. Sie nimmt die Nachricht nicht ernst. Erst als sie ihrer Freundin, der Vertreterin von Reporter ohne Grenzen in Mexiko, davon erzählt, realisiert sie die Gefahr. Sie benachrichtigt die Polizei, montiert zu Hause ein spezielles Schloss, Kameras und einen Elektrozaun. Monate später bekommt sie von der Polizei die Meldung, der Anrufer sei ein Kind gewesen, das mit dem Telefon gespielt habe. Die Forderung ihres Anwalts, die Stimme auf dem Band zu analysieren, verweigert die Behörde. «Ich beschäftigte mich damals mit der Geschichte einer jungen Frau, die von ihrem Mann zu Tode geschlagen wurde. Er, ein Polizist, behauptete, sie habe Selbstmord begangen. Ob diese Recherche der Grund für den Anruf war, kann ich jedoch nicht mit Sicherheit sagen.»

Eine gute Freundin von Durán De Huerta bekam ebenfalls Drohungen und wurde später auf offener Strasse in Sinaloa erschossen. Eine andere lebt heute im Exil in Italien. Der Mann, der sie töten sollte, hatte sie verschont, weil sie Mutter ist. Morde an Journa-

listinnen und Journalisten bleiben in den meisten Fällen straflos. «Es sind in der Regel Auftragsmorde, von Polizisten ausgeführt und von Politikern, Abgeordneten oder Gouverneuren in Auftrag gegeben.»

Wie kann sie unter diesen widrigen Bedingungen trotzdem arbeiten, frage ich sie. Wieso hat sie nicht längst aufgegeben? «Ich kann nicht anders. Der Journalismus ist für mich wie eine Krankheit. Es gibt einfach Geschichten und Informationen, die erzählt und veröffentlicht werden müssen.»

Reporter ohne Grenzen ist eine international tätige Nichtregierungsorganisation und setzt sich weltweit für die Pressefreiheit und gegen Zensur ein. Die Organisation listet in der Jahresbilanz der Pressefreiheit, die Mitte Dezember 2022 erschienen ist, mindestens elf Journalistinnen und Journalisten in Mexiko, die wegen ihrer Arbeit umgekommen sind. In einem halben Dutzend weiterer Fälle ist die Verifizierung noch nicht abgeschlossen.

”